

Aufstellungsarbeit in sozialen und pädagogischen Berufsfeldern

Michael Knorr (Hrsg.)

Die andere Art des Helfens

Online-Ausgabe, 2010

Umschlaggestaltung: Goebel/Riemer
Satz u. Grafik: Drißner-Design u DTP, Meißtetten

Online-Ausgabe, 2010
ISBN: 978-3-89670-770-3
© 2004, 2010 Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie Interesse an unseren monatlichen Nachrichten aus der Häusserstraße haben,
können Sie unter <http://www.carl-auer.de/newsletter> den Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag
Häusserstr. 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
E-Mail: info@carl-auer.de

.....

Inhalt

Zu diesem Buch ... 7

Michael Knorr

Der weite Blick ... 12

Teil 1 ... 25

Bert Hellinger

Helfen, das fordert ... 26

Auszüge aus dem Kurs für Jugendliche und ihre Betreuer –
Bad Kreuznach, November 2001

Bert Hellinger

Helfen im Einklang ... 77

Auszüge aus der 1. Arbeitstagung „Soziale Dienste
und die Familienaufstellung“ – Mainz, November 2002

Teil 2 ... 109

Martina J. und Diana Drexler

Stationen vom Weg in ein neues Leben ... 110

„Ich kann zurückkehren zu den Jetztmenschen“

Katharina Schulz

Familienaufstellungen im Jugendamt ... 124

Ingrid Dykstra

Die Familienaufstellung in der freien Jugendhilfe ... 133

Annelie Scholz

Eine Agenda für die Arbeit mit Adoptivfamilien ... 138

Petra Schneiderheinze

Von der Idee zur Praxis ... 148

Systemisch-phänomenologische Ideen in der Heimerziehung

Joël Weser

Cooler Jungs ... 157

Das „Seelenerleben“ der Kinder und
die phänomenologische Herangehensweise

Bernd Mumbach

„Der Kemal fährt mit!“ ... 173

Auffällige Schüler und die Zusammenarbeit von Regelschule,
Sonderschule und Schulsozialarbeit

Gertraud Enamaria Weber-Boch

Mit zwei Familien leben lernen ... 196

Systemisches Arbeiten nach dem Gedankengut von Bert Hellinger
und Systemaufstellungen in der familienanalogen Heimerziehung

Michael Wischnowsky

**Die Systemaufstellung mit Hilfe des Familienbretts –
ein Verfahren für die Jugendhilfe? ... 219**

Über die Autoren ... 237

Über den Herausgeber ... 239

.....

Der weite Blick

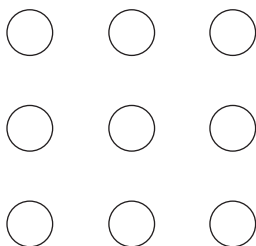
Michael Knorr

Ein Mann sucht im Schein einer Laterne vor seiner Haustür seinen Haustürschlüssel. Nach einer Weile kommt sein Freund hinzu und fragt ihn, warum er um die Laterne kreise. Nachdem dieser ihm sein Leid klagte, bietet ihm der Freund seine Hilfe an, und beide suchen jetzt im Schein der Laterne nach dem Schlüssel. Wiederum nach einer Weile fragt der Freund: „Bist du sicher, dass du den Schlüssel hier verloren hast?“ – „Nein“, antwortet dieser. Ja, warum in aller Welt er denn an dieser Stelle suche, wundert sich der Freund. „Weil es hier am hellsten ist“, erwidert der Mann.

Nicht anders verhalten sich viele Helfer auf der Suche nach Lösungen, doch die Lösung liegt eher außerhalb vom Naheliegenden, da wo nicht hingeschaut wird. Zur Lösungsfindung bedarf es den Blick zu heben und ihn auf das Weite zu richten. Paul Watzlawick, der große Österreicher, zeigt das in einem anschaulichen Beispiel:

„Die neun Punkte in Figur I sind durch vier gerade zusammenhängende Linien zu verbinden, das heißt, beim Ziehen der Linien darf der Bleistift nicht vom Papier abgehoben werden“

(Watzlawick, Weakland u. Fisch 1984, S. 43).



Lösungen „erster Ordnung“ (Watzlawick, Weakland u. Fisch 1984, S. 29) suchen die Veränderung von einem internen Zustand innerhalb eines selbst invariant bleibenden Systems. Wenn in einem System alle möglichen internen Veränderungen, gleich wie viele – ich muss so viel kontrollieren, weil er so viel trinkt, muss ich mehr kontrollieren / ich trinke, weil sie so kontrollierend ist, muss ich trinken – ausprobiert werden, ohne eine Veränderung seiner selbst zu erreichen, spricht man von einem Spiel ohne Ende. Dies Spiel ist in der Sozialarbeit hinlänglich bekannt und endet im Burn-out-Syndrom des Helfers.

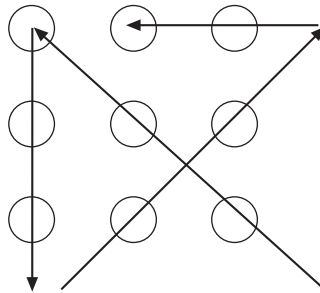
„Es hat nichts genutzt – darum mache es weiter!“ Solche Lösungen von „mehr desselben“ (Schweitzer 1998) werden heute im Gesundheitswesen in vollendeter Form angewandt. In ärztlichen Praxen werden Medikamente trotz starker ärztlicher Zweifel verschrieben, damit der Patient nicht das Gefühl bekommt, es geschehe gar nichts mit ihm. Auch Psychotherapien und Kuraufenthalte werden nach vielen gescheiterten Versuchen nicht aus Hoffnung, sondern eher weil man nichts mehr tun kann, indiziert.

Lösungen „zweiter Ordnung“ (Watzlawick, Weakland u. Fisch 1984, S. 30) verlangen einen Wechsel, der das System selbst ändert und zwar in einem logischen Sprung, der auf den ersten Blick unlogisch und paradox erscheinen mag. Lösungen erster Ordnung scheitern an der Art des Lösungsversuches und nicht an der Unlösbarkeit der Aufgabe. Die Lösung zweiter Ordnung besteht im Heraustreten aus dem Rahmen, sie kann nicht in sich selbst enthalten sein.

Vielleicht war dies genug der einleitenden Worte, Sie einzuladen, die Aufgabe zu lösen. Auf der nächsten Seite können Sie die Auflösung finden.

Milton H. Erickson (Zeig 1986) erzählte gern Geschichten. Als Junge konnte er wegen eines Leidens nicht am Spiel der Kameraden teilnehmen. Er schaute ihnen vom Bett aus zu, das nach draußen auf die Veranda gestellt wurde. Sein Schicksal begrenzte ihn, und er lernte in dieser Begrenzung durch intensive Beobachtung, wie menschliches Verhalten wirkt. Als Jugendlicher nahm er dann seine Krücken und machte sich auf den Weg zum Nachbarbauern, um Arbeit zu finden. Dieser war gerade dabei, einen Bullen in einen Viehwagen zu zwingen. Es schien ein intelligenter Bulle gewesen zu sein; auf

jeden Fall ein sensibler, denn dieser weigerte sich, in den Transporter zu gehen; die Todesahnung in Erwartung des Schlachthofes verlieh ihm ungeahnte Kräfte. So wand der Bauer alle seine Kräfte auf, den Bullen in den Wagen zu schieben. Vergeblich. Je mehr der Bauer schob, desto mehr stemmte sich der Bulle dagegen, und je mehr der Bauer an dem Tier zog, desto mehr zog das Tier dagegen. Milton schaute eine Weile zu, dann bot er dem Bauern seine Hilfe an: „Ich schaff das in wenigen Sekunden! Doch vorher sollten Sie mich einstellen.“ „So ein Krüppel“, dachte der Bauer, doch weil er nur gewinnen konnte, willigte dieser ein. Erickson fasste daraufhin den Schwanz des Bullen, der vor dem Transporter stand, und riss ihn nach hinten. Der Bulle, voller Schmerz, sagte sich: „Da hinten tut’s weh, nichts wie weg“, und trat die Flucht nach vorne an, geradewegs in den Viehtransporter hinein.



(Quelle: Watzlawick, Weakland u. Fisch 1984, S. 46)

Eine Mutter, von Beruf Grundschullehrerin, kommt zur Beratung, weil sie wissen will, wie sie sich verhalten soll, wenn ihre Tochter sich so schüchtern verhält. In fremder Umgebung zeige sich die Dreijährige ganz verhalten, schaue die anderen nicht an und bleibe am Rande des Geschehens stehen. Sie will ihrem Kind, so sagt sie, die Situation des Abseitsstehens, das Gefühl des Alleinseins ersparen. Ihre Tochter solle es leicht und unbeschwert haben.

Wie wirkt das auf ein Kind, wenn eine Mutter ihrem Kind sagt – sie tut das in der Regel ohne Worte: „Ich will, dass du offener bist. Ich mach mir Sorgen darüber, wie du jetzt bist. Ich will dich anders haben, als du jetzt bist.“ Fühlt sich das Kind gestärkt?

In dem Beratungsgespräch bitte ich die Mutter, auf die eigenen Eltern zu schauen, als säßen diese vor ihr. „*Ich habe mich damals so allein gefühlt*“, sagen Sie ihnen das einmal und prüfen Sie, wie es wirkt.“ „Ja“, sagt sie, „ich wollte euch immer zusammenbringen, habe auf Momente geachtet, die es zu vermeiden galt, damit es keinen Streit gibt. Ach, es ist schwer, denn es hat nichts genutzt!“ „Ja, es hat nichts genutzt“, bestätige ich, „und dennoch habe ich es immer wieder versucht, aus der Liebe eines Kindes heraus, mit der Liebe eines Kindes. Und ich habe mich dabei so allein gefühlt. Doch ich kann nichts tun, ich bin nur das Kind und zu klein dazu, und das Schicksal, das hinter euch steht, ist zu groß, zu groß für mich. Ich hätte es so gern gewendet ... Das Einzige, was ich tun kann ... ist euer Kind zu sein. Ich lasse euch in eurem Schicksal, mit meiner ganzen Liebe für euch, und ich bin nur noch euer Kind.“ Die Mutter weint, als sie diese Worte hört, und schaut in die Richtung der Eltern. „Ja“, sagt sie, „das hat sich mein Vater sicher oft von mir gewünscht, als ich ihn angriff, weil er wieder mal, wie ich damals empfand, ungerecht gegen meine Mutter war oder sich ihr entzog.“ „Ich lasse dich jetzt in Frieden, Papa. Und jetzt kannst du mich als deine Tochter haben“, ergänze ich weiter. Nachdem sie lange innegehalten hat, stelle ich einen Kinderstuhl vor die Klientin. Auf diesem, so stellen wir uns vor, sitzt ihre dreijährige Tochter. Die Mutter nimmt auf dem Kinderstuhl Platz und hört an Stelle ihres Kindes die Worte: „Du bist mir recht. So, wie du bist, bist du richtig. Und ich nehme dir das Schwierige nicht mehr ab – ich begleite dich darin, als deine Mama. Ich traue es dir jetzt zu.“ Sie strahlt in der Rolle des Kindes. Wie fühlt sich so ein Kind? Die Mutter meint: „Als Kind wird mir etwas zugetraut. Das macht mich stark. Und ich bin gut aufgehoben und nicht allein.“

Ein bisschen paradox ist diese Lösung schon. Die Mutter braucht nicht mehr angespannt zu sein, schwierige Situationen zu erahnen, von denen sie glaubt, vorher erahnend, diese vermeiden zu können. Das gibt ihr die Gelassenheit, ein Kind in Schwierigkeiten zu begleiten. Die Schwierigkeiten, die dem Kind zugetraut werden, geben ihm das nötige Profil und die Tiefe. Das Schwierige gibt Inhalt und fordert, aus den Grenzen etwas zu machen. Als Berater habe ich hier auf das Kind geschaut, doch nicht auf das Kind, das die Mutter mir anbot, sondern auf das Kind von damals, das Schlimmes bei seinen

Eltern verhindern wollte. Als „Helfer“ habe ich eine andere Hilfe angeboten, als die Mutter sich von mir erwünschte: Sie will eine selbstbewusste Tochter. Die Mutter stärkt ihre Tochter, indem sie ihr aufrichtig sagt: „Du darfst so schüchtern sein, das ist in Ordnung.“ Das ist ein gutes Klima für Selbstbewusstsein und Wachstum!

In den ersten Jahren meines Berufslebens sammelte ich als Leiter einer Außenwohngruppe für Jugendliche in stationärer Unterbringung wichtige Erfahrungen über die Bedeutung der Herkunftsfamilie und des Eingebundenseins in den Familienclan. Meine Aufgabe damals, die Jugendlichen in ihrer Entscheidung zu unterstützen, wo sie leben wollten, zu Hause oder in einem eigenen Appartement, forderte mich, meinen Blick zu weiten. Alle diese Jugendlichen hatten schwierige Geschichten mit ihren Eltern erlebt; teilweise Gewalt, teilweise Verwahrlosung. Doch alle hatten Sehnsucht, nach Hause zurückzukehren oder zumindest in Kontakt mit der Herkunftsfamilie zu sein. Ich verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte ein Kind, das mit Eisenketten ans Bett gefesselt wurde, zurück zu seinen Peinigern wollen? Ich schaute nicht auf die „unsichtbaren Bindungen“, wie Boszormenyi-Nagy es nennt (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1973), sondern nur auf die Gewalt oder die Verwahrlosung; ich sah nur die Täter und nicht die Eltern; ich sah nicht das Kind in seiner Gesamtheit, sondern reduzierte es auf das Delikt oder das Symptom. Ich benötigte einen Wechsel zweiter Ordnung, einen Perspektivenwechsel.

„Lesen Sie den Inhalt der beiden Klammern auf jede mögliche Weise!“, ist Milton Ericksons Anweisung, als er im Rahmen eines Lehrseminars eine Karte herumgehen lässt, auf der

(710) (7734)

steht. Seine Absicht war, wirksame Impulse im Umgang mit Klienten zu vermitteln. „Nun, was haben sie gelesen?“, wird eine Teilnehmerin von ihm gefragt, und sie antwortet: „710. 7734.“ – „Also, wenn ich drauf blicke, lese ich ‚OIL‘ und ‚HELL‘ ... Und wenn Sie einem Patienten zuhören, dann hören Sie erst einmal, was Sie hören, und dann wechseln Sie in diesen Sessel da rüber und hören es noch einmal, denn die Geschichte hat noch eine andere Seite. So, wie das hier noch eine andere Seite hat (zeigt auf die [umgedrehte] Karte)“ (Zeig 1986, S. 200–201).

Maturana und Varela (1987) verweisen auf die sehr engen Grenzen pädagogischer und auch familientherapeutischer „Steuerung“ von Menschen. In ihrem Postulat „Man kann niemand instruieren“ behaupten sie, dass ein lebendes System eher von dessen innerer Struktur determiniert und von seiner Umwelt lediglich angeregt werden kann. Wer diesem Postulat folgt, wird gegenüber eigenen Machtphantasien demütig und ein „Helfersyndrom“ erst gar nicht entwickeln können.

Die beiden Autoren behaupten weiter, dass jede Beobachtung vor allem vom Beobachter abhängt – auch ein scheinbar chaotisches oder destruktives Verhalten. Ein Bericht über einen anderen beschreibt mehr den Beschreibenden als den Beschriebenen und sagt viel über dessen Wertesystem aus. Wenn Sie einen Bericht über ein chaotisches Verhalten von 22 Männern lesen, die sich anspringen, gelegentlich wild mit einem schwarz gekleideten Mann gestikulieren und sich die ganze Zeit um ein rundes Ding streiten, dann weiß nur der, um was es sich handelt, der es kennt. Für ihn ist dies nicht chaotisch, sondern ein interessantes Fußballspiel. Das Postulat „Jede Beobachtung hängt vor allem vom Beobachter ab“ kann für die Jugendhilfe eine hilfreiche Einladung sein, sich weniger „in Clinch“ mit ihrem Klientel zu begeben. „Diese evolutionäre Passungsidee ermuntert in der Jugendhilfe die Suche nach Erklärungsrahmen, in denen bislang Unverständliches Sinn zu machen beginnt. Innerhalb solcher Erklärungsrahmen kann dann ein unmotiviertes ‚Abhauen‘ als liebevolles ‚Wieder-nach-Hause-gehen-Wollen‘ erscheinen, eine Suizidhandlung als ein wichtiges Nothilfesignal, das Scheitern in der Wohngemeinschaft als ein Loyalitätsakt gegenüber der Familie“ (Schweitzer 1998, S. 80). Den Blick weiten heißt hier, über die Person hinauszuschauen, sie nicht als einzelne Person wahrzunehmen, sondern als Einzelne eingebunden in einem Geflecht von Beziehungen, in denen es unterschiedliche Bedeutungsdefinitionen der Beziehungssicht gibt und damit eine Vielsicht von „Wahrheiten“.

Wenn ich zu Ihnen jetzt sage, dass Sie nicht an eine Zitrone denken sollen, dass ich es Ihnen sogar verbiete, an eine Zitrone zu denken, wird sich Ihre Wirklichkeit zwangsläufig verändert haben (oder haben Sie vor dem Lesen daran gedacht?), ob Sie wollen oder nicht, und Ihre Speichelaktivität setzt vielleicht ein und Sie sehen die gelbe

Farbe und denken an die Form – obwohl ich Sie anhielt, nicht an eine Zitrone zu denken.

Erickson meint: „Therapie ist, als ob man jemandem in die Suppe spuckt. Er kann weiter essen, aber es kann ihm kein Vergnügen mehr machen“ (Rosen 1985. S. 168). Erickson machte einem Mädchen das Daumenlutschen zur Verpflichtung, und sie wurde das Daumenlutschen leid. Diese Methode verwendete er häufig bei Symptomen: Dies macht es viel schwieriger, sie beizubehalten, als sie aufzugeben.

Ein Elternpaar kommt zu mir zur Beratung, um den Umgang mit dem gemeinsamen Kind zu klären. Es stellt sich heraus, dass die Frau immer noch die gleichen Erwartungen an den Mann hat, wegen denen sie sich vor einiger Zeit von ihm trennte. Er solle nicht so streng mit der Tochter umgehen, mehr mit dem Kind reden und sie anders ernähren. Deshalb habe sie ihn beschworen mitzukommen, damit er sich vielleicht hier umstimmen lasse. Der Mann verhält sich abwehrend und beharrt auf der Richtigkeit seines Handelns. Ich schaue die Mutter an und stelle einen Kinderstuhl vor sie hin; andeutend, dass dieser ihre Tochter symbolisiere, und sage: „Das klingt so, als wenn Sie zur Tochter sagten: ‚Was dein Vater dir gibt, ist nicht gut. Meines ist besser!‘“ – „Das sag ich nicht“, meint sie. „Das stimmt, sagen tun Sie es nicht, doch es bedeutet es, denn es steht nicht gleichberechtigt neben dem des Vaters, und die Tochter kann sich nicht frei entscheiden, beides zu nehmen. Das Kind steht in einem Konflikt, den es nicht lösen kann. Und Sie machen es wie der Vater Ihrer Tochter: Meines ist besser. Wie würde es in Ihren Ohren klingen – mit den Ohren ihres Kindes gehört, wenn die Mutter sagt: ‚Ich bin froh, dass es deinen Vater gibt. Es hat sich gelohnt mit ihm, wenn ich auf dich schaue. Er macht es anders als ich, und es schadet dir nicht. Du darfst beides nehmen?‘“ Als die Mutter diese Sätze „zum Versuch“ nachspricht, merkt sie ihren Widerwillen, doch sie erinnert sich daran, wie gut dieser Satz tat, als sie ihn mit den Ohren ihres Kindes hörte. Der Vater meint, darauf warte er schon lange und so würde es ihm leichter fallen, auf die Dinge der Frau einzugehen. Ihm schlage ich vor, den Satz zum Kind zu sprechen: „Ich warte, bis die Mama es anders macht, und ich stimme zu, dass du solange den Preis dafür zahlst.“ So entlasse ich beide nach Hause, keiner wollte etwas ändern, doch jetzt ist ihnen in die Suppe gespuckt worden. Sie sind im

Prozess. Werden sie ihn nutzen? Hier ziehe ich mich zurück und ich lasse den Eltern die volle Verantwortung. „Den Blick weiten, das heißt, auf das Eingebundensein des Klienten zu schauen, sich vor diesem Schicksal zu verneigen, ihm zuzustimmen. Dann kann der Helfer sich entspannen und nach Lösungen schauen“ (Hellinger, 1. Arbeitstagung „Soziale Dienste und die Familienaufstellung“ – Mainz, November 2002).

Wenn zwei sich im Armdrücken beweisen wollen, sich gegenüber sitzen, die Hände des rechten Arms ineinander gelegt, und jeder drückt mit aller Kraft gegen die Kraft des anderen, wohin schauen beide? Sie schauen auf den Kampf, auf die ineinander, gegeneinander drückenden Hände und Arme. Ihr Blick ist eingeschränkt auf das Geschehen; hypnotisch starren sie auf die heraustretenden Adern der Arme und das anfängliche Gleichgewicht der Kräfte. Den Blick zu heben heißt, sich innerlich zu öffnen, den anderen anzuschauen, hinter ihn zu schauen und den ganzen Raum wahrzunehmen. Ich weite mich und bleibe präsent, ich halte die Kraft in meinem rechten Arm, und der restliche Körper ist entspannt.

Viele Klienten wollen wissen, wie sie das „Zustimmen“ machen können. Dann erzähle ich die Geschichte vom großen Fluss und von einem, der auf der Reise ist und der es wissen will. Am Strom stehend weiß er, dass er jetzt an der Grenze ist, an der Grenze, an der er das, was er bei sich trägt, zurücklassen muss. Als er ans Ufer tritt, überkommt ihn Furcht; er sieht, wie breit und groß dieser Fluss ist, und er zweifelt, dass ihn dieser Fluss trägt. Er weiß, seine Füße werden den Boden verlieren, und er muss sich dem Fluss anvertrauen. Und dem stimmt er zu, indem er – mit aller Angst – hineinsteigt. Dann spürt er die Kraft des Stromes, gegen den er unmöglich ankäme; er geht mit dieser Bewegung und immer wieder macht er einige Schwimmszüge. Im Wechsel zwischen beidem kommt er ans andere Ufer. Wie hat er das gemacht, geschafft?

Bert Hellinger erzählt es auf andere Weise in der Geschichte „Die Mitte“: „Ein wenig später trifft er einen alten Lehrer. Er fragt: ‚Wie machst denn du das, wenn du anderen hilfst? Oft kommen zu dir Leute und fragen dich um Rat in Dingen, von denen du nur wenig weißt. Doch nachher geht es ihnen besser.‘ Der Lehrer gab zur Antwort: ‚Nicht am Wissen liegt es, wenn einer auf dem Weg stehen bleibt und nicht mehr weiter will. Denn er sucht Sicherheit, wo Mut

verlangt wird, und Freiheit, wo das Richtige ihm keine Wahl mehr lässt. Und so dreht er sich im Kreis. Der Lehrer widersteht dem Vorwand und dem Schein. Er sucht die Mitte, und dort gesammelt wartet er – wie einer, der die Segel ausspannt vor dem Wind –, ob ihn vielleicht ein Wort erreicht, das wirkt. Wenn dann der andere zu ihm kommt, findet der ihn dort, wohin er selber muss, und die Antwort ist für beide. Beide sind Hörer.' Und er fügt hinzu: ‚Die Mitte fühlt sich leicht an.‘“ (Hellinger 1996, S. 101).

Wer den Blick hebt, sieht mehr; er sieht die Bewegung, in der er sich befindet, und die Bewegung, die er in Resonanz als Antwort gibt. Wenn er *mit der Bewegung* geht, bedeutet das nicht eine Aufgabe von Präsens. Ähnlich einem Tänzer, der führt, wird er als Führender sich einstellen auf den zu Führenden – welche Stimmung, welches Gefühl, welches Temperament und welche Kompetenz dieser mitbringt. Bleibt der Tänzer bei sich und tanzt seinen Schritt und sein Tempo, dann führt er nicht, sondern bestimmt und dirigiert, und das wird schief gehen; der Partner stellt sich dagegen oder entzieht sich äußerlich oder (wenn nicht anders möglich) innerlich. Der Tänzer, der führt, ist in Kontakt – präsent – mit seinem Tanzpartner, er lauscht nach dessen Stimmung; als Führender lädt er ein zu Überraschungen.

Ein Pferd verirrte sich in den Hof eines Bauern. Es hatte keine besonderen Erkennungszeichen, doch der Bauer wollte das Pferd dem Besitzer zurückbringen. Um das zu erreichen, stieg er aufs Pferd, führte es zurück auf die Straße und überließ dann dem Pferd die Entscheidung, den Weg zu wählen. Er mischte sich nur ein, wenn das Pferd die Straße verließ, um zu grasen. Als das Pferd dann schließlich mehrere Kilometer entfernt auf dem Hof eines Nachbarn ankam, fragte dieser, woher er wisse, dass dies sein Pferd sei. „Ich wusste es nicht, aber das Pferd wusste es. Ich habe nur dafür gesorgt, dass es auf der Straße blieb“, entgegnete der ehrliche Finder.

„In unserer Arbeit begegnen wir oft Menschen mit besonderen Schicksalen. Die Frage ist, wie wir uns mit diesen Schicksalen auseinander setzen; wie wir Schicksal anerkennen, ihm auch zustimmen, und inwieweit wir fähig sind zu erfassen, wo das Schicksal unausweichlich wird. Wenn wir also jemandem begegnen, der in so einer Situation ist, dann hilft alles gute Zureden nicht; wir müssen schauen, wo dieses Schicksal seinen Anfang nimmt“, so Bert Hel-

linger in seiner Einführung zum Thema des „Das andere Helfen“ auf der 1. Arbeitstagung „Soziale Dienste und die Familienaufstellung“ – Mainz, November 2002.

Wer den Blick weitert, der geht über die Grenze des Naheliegenden und damit des Gewohnten oder, wie man auch sagen kann, über die Lösungen 1. Ordnung hinaus. Dazu bedarf es Mut, doch erst an der Grenze beginnt die Möglichkeit der Veränderung, dann wird es ernst.

Der Leiter eines Nachhilfeinstituts kommt zu mir, um über eine schwierige Situation mit einem Kind zu sprechen. Er möchte einem zuckerkranken Kind helfen und ist wütend auf die Eltern, die seiner Meinung nach nicht genügend nach den ärztlichen Weisungen leben. Er möchte das Kind vor den Einflüssen der Eltern schützen. Ich bitte ihn, sich die Eltern vorzustellen. In der Imagination, vor den Eltern zu stehen, erlebt er die große Distanz zu diesen. Dann hört er, wie ich als das Kind dieser Eltern sage: „Es sind meine Eltern. Ich gehöre dazu.“ Nach einer langen Pause des Schweigens erzählt er, dass sein Sohn einen Gehirntumor habe und nicht operiert werden kann. Mit seiner Erlaubnis stelle ich den Tod, in Form eines Stuhls, vor ihm auf und bitte ihn, ohne etwas zu sagen, sich den Tod anzuschauen. Nach einer langen Zeit des Schweigens folgt ein Weinen, ein sich Entfernen und wieder auf den Tod Zugehen, ein sich Winden und dann ein tiefer lauter Schrei, der ihn auf den Boden sinken lässt. Dieser Prozess dauert eine halbe Stunde, und er ist am Ende erschöpft. Jetzt lege ich ein großes Kissen neben ihn, das seine Frau darstellen soll. Er greift nach dem Kissen und drückt es an sich. Ein neuer Klageschrei entfährt ihm, und ich bitte ihn, zur Frau zu sagen: „Wir tragen es gemeinsam – mit unseren Möglichkeiten und Grenzen.“ Dann bitte ich ihn, aus der jetzigen Perspektive auf den Tod zu schauen. „Ja“, sagt er, „so ist es.“ Das zweite Kissen, das ich ihm gebe, steht für seinen Sohn. Alle drei schauen auf den Tod, und ich bitte ihn zu prüfen, ob er jetzt mehr Nähe oder Distanz zu seinem Sohn und seiner Frau fühle. „Ja, es ist eine wirklich große Nähe. Ich fühle auch die Nähe meines Sohnes zu uns Eltern“, sagt er. „Und damit begleiten wir dich, mein Kind“, ergänze ich.

Wer kämpft, ist dagegen und stellt etwas zwischen sich und die anderen. Das gibt Distanz, und man ist nicht in Kontakt mit dem Gegenüber – ein gemeinsames Tragen oder Begleiten ist nicht mög-

lich, und jeder ist allein. Und es ist paradox: Wenn ich es zulassen kann, was ich verhindern wollte, kann ich mehr tun als zuvor. „Weniger desselben“, nennt es Watzlawick (Watzlawick, Weakland u. Fisch 1984) oder bekannt auch als Bonmot: „Weniger ist manchmal mehr.“ Doch Vorsicht: Wenn ich nur zustimme, damit es doch vielleicht dahin kommt, wo ich es haben will, wirkt es nicht. Erst die Grenze, der Ohnmacht und dem Größeren zuzustimmen – mit dem offenen Ende – bringt die Lösung (vom Alten).

Bei aller Kunst, die Dinge auf den Kopf zu stellen und die Lösungen da zu suchen, wo auch welche sind, fällt mir zum Ende noch eine Geschichte ein, in der Erickson im Gespräch mit einem jungen Kollegen (Siegfried), einen Klienten als „Berufspatienten“ bezeichnete. Erickson war als einer bekannt, der über die Grenzen ging und Unmögliches in Frage stellte. Der junge Kollege verstand nicht, wieso Erickson in diesem Fall die Grenze nicht zu überschreiten gedachte:

SIEGFRIED Klar, aber ich denke, er kann lernen, eine gute Trennung von der Mutter zu vollziehen. Denken Sie, er ist für immer an sie gebunden?

ERICKSON Ja, denn er wird sich von niemandem helfen lassen, der ihn losbinden könnte.

SIEGFRIED Sie denken, dass er zu einer Änderung noch nicht bereit ist?

ERICKSON Ich denke, er wird nie dazu bereit sein.

SIEGFRIED Hm!

(...)

ERICKSON ... Einmal erhielt ich einen Brief von einer Frau, in dem stand: „Ich bin jetzt seit dreißig Jahren in psychoanalytischer Behandlung. Zurzeit bin ich dabei, eine vierjährige Gestalttherapie abzuschließen. Darf ich danach Patientin bei Ihnen werden?“ Für solche Leute gibt es keine Hoffnung – das sind Berufspatienten. Das ist ihr einziger Daseinszweck (Zeig 1986, S. 235 und S. 244).

An einem Seminar von Bert Hellinger nahm eine Frau teil, die sagte, ihr ginge es schlecht und sie wolle aufstellen. Der Hintergrund wäre ein Konflikt aus der Zeit ihrer Urgroßmutter. Hellinger schaute sie an und erzählte ihr eine Geschichte: Ein älteres Ehepaar stand vor seinem 25-jährigen Ehejubiläum. Die Frau war ganz geschäftig dabei,

das Schwein, das fröhlich bei ihnen aufwuchs, zu schrubben. Was sie da mache, wollte der Mann wissen. Die Frau gab zur Antwort: „Morgen haben wir doch Silberhochzeit, und ich bereite das Schwein zur Schlachtung für unser gemeinsames Fest vor.“ – „Ach Frau“, sagte der Mann, „was musst du das Schwein dafür bezahlen lassen, für das, was wir vor 25 Jahren gemacht haben.“

Literatur

- Boszormenyi-Nagy, I. u. G. M. Spark (1973): Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Hellinger, B. (1996): Die Mitte fühlt sich leicht an. München (Kösel).
- Rosen, S. (1985): Die Lehrgeschichten von Milton H. Erickson. Hamburg (ISKOPRESS).
- Schweitzer, J. (1998): Gelingende Kooperation – Systemische Weiterbildung in Gesundheits- und Sozialberufen. Weinheim/München (Juventa).
- Maturana, H. u. F. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis – Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern/München (Scherz).
- Watzlawick, P., J. H. Weakland u. R. Fisch (1984): Lösungen. Bern/Stuttgart/Wien (Verlag Hans Huber).
- Zeig, J. K. (1986): Meine Stimme begleitet Sie überall hin. Stuttgart (Klett-Cotta).